



Antje Rávik Strubel

Der Einfluss
der Fasane

Roman



S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Für diese Ausgabe:

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-10-397171-2

Im fernen Australien nimmt sich der Ehemann einer berühmten deutschen Opernsängerin vor der herrlichen Kulisse der Sydney Opera das Leben. Aber das ist nicht das Ereignis. Das Ereignis am Morgen des 7. Mai ist folgendes: Ein Mann tötet sich, und der Tod errichtet einen soliden Schatten. Der Schatten des Mannes ist größer als zu Lebzeiten. Er ist so groß, dass er auf die weiß glänzenden Kacheln des Opernhauses fällt, auf das multiethnische Sinfonieorchester und die *Casta Diva* der gefeierten Sopranistin, die er alle zum Verschwinden bringt.

Hella Karl erfuhr davon aus der Zeitung. Das Blatt landete wie immer pünktlich gegen halb fünf im Briefkasten. An diesem Morgen war sie schon auf. Sie hatte schlecht geschlafen und war nach einem Toilettengang nicht ins Bett zurückgekehrt. Aus einem der Küchenfenster sah sie den gelben Ford Fiesta des Zeitungsboten wegfahren, knotete den Gürtel des Morgenrocks zu und trat vor die Tür. So erhielt sie eher, als es sonst der Fall gewesen wäre, Kenntnis von diesem überraschenden Todesfall.

Die Luft war ungewöhnlich mild. Im Osten war der wolkenlose Himmel schon hell, und in weniger als einer Stunde würden die ersten Strahlen der Sonne die Baumkronen treffen. Von fern war das Anfahren einer S-Bahn

zu hören. Dann, als ginge ein Schauer durch die Luft, setzten die Vögel ein. Ein ohrenbetäubendes Gezwitscher. Es kam aus den Hecken und Bäumen der umliegenden Gärten, aus den Wiesen im Park und dem schläfrigen Schilfgürtel am Ufer; eine Explosion kreischender Stimmen. Sie trat einen Schritt zurück. Das Gartentor war kühl vom Tau.

Hella Karl, in aller Frühe im Morgenrock auf den Beinen, erfasste die Tragweite der Nachricht in einem blitzartigen Aufleuchten des Geistes, der sich daraufhin sofort wieder zu jener gewohnten Unrast verdüsterte, die durch ein Gefühlsgemenge von Überforderung und Langeweile verursacht wurde.

Sie schloss das Tor und las die knappe Meldung noch einmal. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Normalerweise hätte sie von einem solchen Ereignis nicht erst aus der Zeitung erfahren, zumal aus ihrer eigenen. Normalerweise hätte man sie angerufen, sobald diese Meldung über den Ticker gekommen wäre. Auch an ihrem freien Tag. Vielleicht wollte man sie schonen. Wahrscheinlicher war, dass jemand es verschlampt hatte. Nicht irgendjemand, sondern eine der Praktikantinnen, die ihr die Geschäftsführung aufzwang, altkluge, nichtssagende Mädchen mit langen, wie glattgebügelten Haaren, deren Eifer nicht der Sache, sondern der Karriere diene. Spätestens vor Redaktionsschluss hätte Hella Karl informiert sein müssen. Es ging nicht um irgendeinen Toten. Es ging um den Mann, dem sie den Tod gewünscht hatte.

Nicht laut. Nicht öffentlich. Ausgesprochen hatte sie das jedenfalls nie. Aber wenn sie in sich hineinhorchte, und angesichts dieser unerwarteten Meldung horchte sie für einen Moment sehr aufmerksam, musste sie zugeben,

dass sie jüngst von diesem Wunsch befeuert worden war. Er sollte zur Hölle gehen. Vor die Hunde, über den Jordan. Abdanken. Abkratzen. Ins Gras beißen. Das Zeitliche segnen. Den Löffel abgeben, die Radieschen von unten betrachten. Kurz –

Sie holte Luft.

Verbal konnte sie weit ausholen. Ihre Impulse lagen dicht unter der Oberfläche. Auch ihre Träume waren zuweilen so direkt mit den Tagesereignissen verbunden, dass am nächsten Morgen manches Problem gelöst schien, was, wie sie annahm, auf einen gesunden psychischen Stoffwechsel zurückzuführen war. Ich mache aus meinem Herzen keine Schlangengrube, sagte sie gern, gespannt, ob ihr Gegenüber sie über die falsche Verwendung der Redensart belehren würde; einer ihrer Charaktertests, bei dem in der Regel ältere Männer durchfielen. Was sie damit meinte, war: Sie konnte bis auf den Grund ihres Inneren sehen.

An diesem Morgen sah sie dort das Bild des Toten. Deutlich stieg es zu ihr auf. So war er ihr vor nicht allzu langer Zeit an der Schloßbrücke begegnet. Derselbe schlecht sitzende, zerknitterte Anzug, dasselbe grobporige Gesicht mit den dicken Tränensäcken, dieselbe abscheuliche durchgeistigte Attitüde. Sie hatte sich hinter einer der Siegesgöttinnen verborgen und die Arme aufs Geländer gestützt, als wolle sie die Aussicht auf die Spree betrachten, die träge und grau unter den ersten Lichtern des Abends durch ihr Betonbett floss, und gehofft, er würde sie von hinten nicht erkennen. Aber diesen Gefallen tat er ihr nicht. Er trat neben sie. Er legte die Hände aufs Geländer, unnötig nah, wobei sein Blick sie mit einem ironischen Lächeln streifte.

»Ich hatte noch nie Ehrfurcht vor der Presse. Auch wenn die rüdidige Meute diesmal Ihre hübsche Visage trägt.«

Er sagte das im gleichen Tonfall, den er auch vor langer Zeit, als er noch völlig unbekannt gewesen war, auf einem Podium zu Ehren eines hochgeschätzten, betagten Theaterkritikers schon an den Tag gelegt hatte. Damals hatte er gesagt: »Ich habe keine Ehrfurcht vor den Alten. Ich will Macht.«

Auf der zugigen Schloßbrücke hatte sie ihm entgegnet: »Man muss Ihre Aufrichtigkeit einfach bewundern.«

Natürlich war das Gegenteil der Fall.

Aber so war sie, Hella Renata Karl. In Wirklichkeit wünschte sie niemandem den Tod. Sie ließ sich aber auch von niemandem unterbuttern.

Ein Typ für Morgenmäntel war sie nicht. In der dunklen Kühle des Schlafzimmers hatte sie fröstelnd nach dem Morgenmantel ihres Mannes gegriffen, der zu dieser frühen Stunde noch schlief. Sie hatte eine unklare Unruhe nicht mehr schlafen lassen. Ein Anflug von Düsterei hatte sie aus dem Zimmer getrieben, in dem es kühler war als in der schon frühlingwarmen Luft des Gartens. Als sie jetzt über den schmalen Weg zurück zum Haus ging, hob sie den Morgenrock ein wenig an, damit er nicht über den Kies schleifte.

Vor ihr lag das alte Steinhaus, verwunschen in der morgendlichen Stille. Die Front war mit Weinranken bewachsen. Die Fenster der großen Veranda im Erdgeschoss zeigten nach Süden, zum See. Hinter dem Haus, von der Straße nicht einsehbar, lag eine überdachte Terrasse mit verwitterten Terrakottafliesen. Das kleine Anwesen mit Walmdach, das aus den 1930er Jahren stammte, war in

diesen Zeiten viel wert. Im hinteren Teil des Gartens wuchsen wilde Brombeeren.

Das Radio des Nachbarn, das sonst im Dauermodus lief, war so früh am Morgen noch nicht eingeschaltet. Normalerweise hätte es nach einer solchen Meldung nicht lange gedauert, bis auf irgendeinem Sender Kai Hochwerth zu hören gewesen wäre. Bei einer Tragödie wie dieser wäre Hochwerth sofort um einen Kommentar gebeten worden. Auch ungebeten hätte er sich geäußert, weshalb ihr sein Schweigen im Laufe des Morgens nur umso bewusster wurde. Öffentlich Stellung zu beziehen, gehörte für jemanden wie Hochwerth zum Berufsethos. Nicht, dass ihr seine Stimme an diesem Vormittag fehlte. Es wäre nur aufschlussreich gewesen zu erfahren, wie er sich zu einem solchen Vorfall geäußert hätte.

Er hätte nicht über die Verzweiflung des Täters, sondern über die geistige Armseligkeit und das Pathos der Tat gesprochen. Er hätte die Tat ins Lächerliche gezogen. Das Ganze war eine Zumutung, hätte er gesagt. Hella Karl konnte ihn fast durch die Johannisbeersträucher hindurch hören. *Ein massiger, von Wein und Bluthochdruck unablässig gepushter toter Körper hinter den Kulissen einer weltberühmten Oper; eine Zumutung für Künstler und Publikum!* Und erst die Kosten. Was allein die Überführung der Leiche vom anderen Ende der Welt kostete! Die Ehefrau, die ihre Tournee abrechnen musste, hätte Kai Hochwerth nicht erwähnt. Aber er hätte sich, davon war Hella überzeugt, daran ergötzt, dass die deutsche Kulturszene einen fetten neuen Skandal hatte.

Der Mensch muss den Mund aufmachen, hatte Hochwerth einmal zu ihr gesagt, wenn er im Leben vorankommen will; eine Maxime, der auch sie treu war. Hochwerth

war dieser Maxime schon gefolgt, bevor er Intendant einer großen Kultureinrichtung in der deutschen Hauptstadt geworden war und sich noch mit Kleinstadthonoratioren und den knappen Budgets von Landestheatern herumgeschlagen hatte. Er machte den Mund auf. Das tat er auch, wenn die Angelegenheit nur indirekt mit ihm zu tun hatte. Die Angelegenheit am Morgen des 7. Mai betraf ihn direkt.

Aber Kai Hochwerth konnte den Mund nicht mehr aufmachen. Man äußert sich nicht nachträglich zu seinem eigenen Todesfall.

Eine Weinranke hatte sich gelöst und baumelte vom Gebälk über der Haustür. Hella unterdrückte den Impuls, sie abzureißen. Dann hätten sich weitere Ranken gelöst, die wiederum andere mit sich gerissen hätten, und ein Trommelhagel aus Putzbröckchen und vertrockneten Trauben wäre auf sie niedergegangen. Der Wein reifte nie aus. Die Trauben blieben sauer. Im Frühsommer krochen Wespen in die Blüten, um den klebrigen Saft herauszulutschen, und webten das Haus in ein endloses, eintöniges Gesumme. Die ersten Früchte im Spätsommer fraßen die Vögel, die im Vorbeiflug an die Fensterscheiben kackten, ein violetter ätzender Dünnschiss, der schwer abging und sich, wenn er die Rahmen traf, ins Holz fraß. Sie hatte ihren Mann gebeten, die Weinranken entfernen zu lassen, die noch von den Vorbesitzern stammten. Aber T hatte plötzlich diesen Flitz für alte Gemäuer entwickelt. Er fing an, von der Romantik restaurierter Ruinen zu schwärmen, etwas, das ihr völlig abging. Als ihr Streit eskalierte, hatte sie ihn erst nostalgisch und später reaktionär ge-

nannt, und er hatte sich zu der Behauptung verstiegen, das Haus überhaupt nur wegen der Weinranken gekauft zu haben.

In Flur und Küche war es still. Sie füllte Kaffeepulver in die Espressokanne auf dem Herd und stellte die Kochplatte an. T wachte ohne Wecker nie so früh auf. Den Wecker hatte er heute nicht gestellt. Es war ihr freier Tag und damit in gewisser Weise auch seiner. Dass er angefangen hatte, seine Tage nach ihr auszurichten, war eine Folge ihrer Arbeit. So durfte es nicht weitergehen, das wusste sie. Das hatte sie schon oft beschlossen. Sein Unmut war vorhersehbar. Und käme es schlimm, dann stünde sie, wie schon einmal, vor Scherben.

Der Tag versprach heiter und warm zu werden. Ihn im Paddelboot auf dem Wasser zu verbringen, kam nun allerdings nicht mehr in Frage.

Auf dem Tisch lag die Zeitung. Sie las die Meldung noch einmal. Es handelte sich nur um eine kleine Notiz, eine *dpa*-Nachricht in der linken unteren Spalte. Sie musste erst kurz vor Redaktionsschluss hereingekommen sein, ein paar unscheinbare Zeilen, leicht zu übersehen, aber im Netz war die Nachricht sicher schon viral gegangen.

Wenn man es sich recht überlegte, dachte Hella, und weil der Kaffee noch nicht durchgesprudelt war, gab sie sich dieser Überlegung hin, hatte sie einen seltsamen Beruf gewählt. Es war ein Beruf, in dem man immer zu spät kam. Man war nie zur rechten Zeit zur Stelle. Und diese Verspätung war uneinholbar, auch wenn sich einige aus ihrer Branche darin überboten, so früh wie möglich zu spät zu kommen. Ihr Tun blieb trotzdem nachträglich. Friseure, Piloten, Ingenieure, Bäcker; sie alle gestalteten das Geschehen. Sie brachten es hervor. Selbst Ärzte hat-

ten es besser. Sie waren wenigstens manchmal so rechtzeitig vor Ort, dass sie das Geschehen noch beeinflussen konnten. Bei Journalisten war das anders. Mit ihren Berichten konnten sie nichts ausrichten, sie *richteten nach*. Was das deutsche Wort Nachricht auch gar nicht zu verbergen suchte, im Gegensatz zum Englischen. Im Englischen wurde wie immer geschönt. Die *news* verliehen den Journalisten den Anschein von Gegenwärtigkeit. Einfluss erlangten sie dennoch nur im Nachhinein. Und ein Leben ließ sich nicht nachträglich retten. In diesem Fall, dachte Hella und kehrte in die Gegenwart zurück, hätte sie an der Rettung allerdings nicht dringend beteiligt sein wollen.

Sie goss den Kaffee in den kalksteinfarbenen Keramikbecher, den sie gern benutzte. Auf der Vorderseite des Bechers war ein Wort wie ein Siegel in den Ton geprägt. *Sjålsö*. Eine leichte Vertiefung in der Glasur, über die sie mit der Fingerspitze strich. *Sjålsö* bedeutete Seeleninsel oder Insel der Seele. Jeden Morgen fühlte sie sich davon ermuntert und getröstet. Nicht, dass sie jemals auf den Gedanken gekommen wäre, Trost zu brauchen. Bevor sie den Becher während eines Sommerurlaubs in Schweden gekauft hatte, hatte Trost nicht zu ihrem aktiven Wortschatz gehört. Ihr Empfindungsvermögen, darauf war sie stolz, war breit aufgestellt. Ihm fehlte nur diese eine Facette. Niemand hatte sie je trösten müssen. Und um ihrerseits in die Verlegenheit zu kommen, Trost zu spenden, waren ihre weitverzweigten Bekanntschaften nicht eng genug.

Doch morgens, wenn sie den Kaffee in ihr Arbeitszimmer trug, war sie auf merkwürdige Weise getröstet. Irgendwie grundsätzlich mit dem Leben versöhnt. *Sjålsö*. Insel der Seele. So war es auch heute.

Hella schloss die Tür zum Flur und setzte sich an ihren Schreibtisch.

Der Zauber der Worte.

Deshalb war sie Journalistin geworden. Deshalb saß sie jeden Morgen hier oder im Büro und verfasste Texte, die manchmal tatsächlich einen Unterschied machten. Im Nachhinein. Eine Leserin hatte ihr das vor wenigen Monaten wieder ins Gedächtnis gerufen. Es kam nur noch selten vor, dass sich jemand in die Redaktion verirrt. Von denen, die die Zeitung lasen, war nur indirekt zu erfahren. In der Rubrik Leserbriefe oder online, nie persönlich. Mit dem gedruckten Wort schien auch das Bedürfnis nach der dreidimensionalen Welt langsam zu verschwinden. Den meisten Leuten reichte der digitale Kommentar, denn schlechte Laune ließ sich anonym am besten entladen. Dieser Frau allerdings schien es ein Bedürfnis zu sein, persönlich vorbeizukommen.

Die Sekretärin hatte sie ins Empfangszimmer geführt; gut gekleidet, mittleres Alter, Hella erkannte sie sofort. Persönlich war sie ihr nie begegnet, doch das Gesicht war oft in den Medien gewesen, in sich gekehrt, verschlossen, gefasst. Hinter der Glastür sah sie grau und versteinert aus. Erst als Hella hineinging und auf sie zutrat, wechselte der Gesichtsausdruck, die Frau streckte die Hände aus, und ein Leuchten trat in ihre Augen.

»Sie sind mir doch nicht böse? Verzeihen Sie, dass ich so hereinschneie.«

Hella entzog sich ihrem dünnen, aber festen Griff.

»Ich musste mich einfach persönlich bei Ihnen – Ich wollte Ihnen sagen –« Die Frau brach ihre überstürzte Rede ab und strich das teure Kleid glatt.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Tun?«, rief die Frau. »Sie haben schon alles getan! Sie haben so viel für uns getan. Mehr, als die Anwälte für teures Geld je tun würden.«

Hella lächelte.

»Mein Mann und ich – Es geht ihm inzwischen viel besser. Nachdem erst alles so schlimm gekommen ist. Alle waren sie hinter ihm her. Sie erinnern sich? Wir waren so erleichtert, dass er keine Haftstrafe absitzen musste. Das können Sie sich nicht vorstellen. Das wäre für uns alle –« Die Frau sah zu Boden, und dann schien sie den Blick wie eine schwere Last von weit unten wieder heraufzuholen. »Das wäre eine Katastrophe gewesen«, sagte sie leise.

»So weit ist es nicht gekommen.«

»Nein. Zum Glück nicht. Was wäre dann aus uns geworden?«

Sie hatte zwei Kinder, fiel Hella plötzlich ein. Sie wohnte in einer dieser Villen am Wannsee, auf einem weitläufigen, gepflegten Grundstück mit Wasserzugang, womit sie quasi zur Nachbarschaft gehörte, wenn auch in einer völlig anderen Liga.

»Dafür sollten Sie sich beim Richter bedanken.«

»Ja, natürlich. Daran hatte ich gedacht.«

»Das Urteil ist Sache des Gerichts.«